Der Spitteljörg

Von Konrad Kümmel

(Fortsetzung.)

Die Schwester schien einen Augenblick zwar betrübt zu sein über die brutale Behandlung, allein im nächsten Moment wandte sie sich fröhlich zu d. alten Weiblein u. sagte: „Aber jetzt ist der Streit wieder aus, nicht wahr? und es ist Frieden! Was gibt's denn Schöneres, als wenn man einander gern hat und nicht Böses über den Nächsten ins Herz hineinläßt? Es hat ja jedes Menschenkind seine Plagen ohnehin schon; warum einander das Leben auch noch mit Fleiß verbittern?"

„Aber wenn eine Hexe im Spital ist"? fragte jetzt eines der Weiblein schüchtern.

„Eine Hexe? Ums Himmels willen, wer hat euch so was weisgemacht?" lachte die junge Schwester; „ach, wer wird so was Schreckliches von einem Nebenmenschen denken! Und ihr seid doch alle sonst ordentlich und brav und betet und folgt. Wenn so viel brave Frauen da sind, da ist das Gute so stark, daß dagegen eine Böse gar nicht mehr aufkommen könnte. Also glaubet doch so was nicht! Das nächste Mal, wenn der Herr Vikar kommt, der soll euch das alles schön auslegen."

Sie schaute sich um, u. da sie eben die Oberin mit dem Ortsgeistlichen, dem Spitalrechner und einem andern Herrn am Ende des Spitals im Gespräch vertieft sah, während die entrüstete „saure Zunge" schon auf die Herren lossteuerte, so sagte sie: „Wartet, ich will euch ein hübsches Geschichtchen erzählen von einer Hexe!" Und halb mit leiser Stimme singend, halb sprechend begann sie:

„Einst träumte meiner sel'gen Base, die Kammertüre öffne sich, und kreideweiß ward ihre Nase, denn näher, näher, furchtbar schlich ein Ungeheuer mit Augen wie Feuer, mit klirrender Kette, es nahte dem Bette, in welchem sie schlief, und stöhnte so hohl, und ächzte so tief! um Hilfe sie rief: Susanne, Margret! Sie kamen mit Licht, und denkt euch — und: die „Hexe" war Nero — der „Kettenhund"!

Vergnügt lachten die Frauen zusammen. Das „Tränenweiblein" aber vergoß Ströme dankbarer Freude, als auf Schwester Elektas Ermunterung jetzt alle ihr erklärten, sie sei gewiß keine Hexe und sie solle nur alles vergessen; eine jede lasse sich von ihr gewiß gerne helfen!

Die Frau Spitalrechnerin war unterdessen zu den Herren gekommen und hatte hier ihre Klagen über die schrecklichen Zustände im Spital, über die Schlechtigkeit, Verdorbenheit und Lasterhaftigkeit der Insassen im allgemeinen und des „Tränenweibleins" sowie des „Spitteljörgs" im besondern angebracht. Zuletzt verlangte sie gar, zur Sühnung für die ihr und dem „Scharl" angetane Schmach solle der Jörg in den Arrest kommen.

Allein sie erhielt kurzen Bescheid. „Spittelhändel bringt man nicht vors Amt", sprach der Ortspfarrer; „ich kenne den Jörg; er ist etwas tiefsinnig oder hintersinnig, wie man sagt; warum, das weiß man nicht so recht" — dabei blickte er die Frau „Froschkrämerin" scharf an, welche den Blick senkte; „aber der Jörg ist ein guter Kerl und treu und zuverlässig; er ist geradezu ein Nutzen für das Spital. Wie wenn es sich um sein Eigenes handelte, schafft er, nimmt alle Arbeit an und ist zufrieden. Den Spitteljörg in Ehren, Frau Rechnerin. Und das Tränenweiblein", endete der Geistliche, „das Tränenweiblein ist vielleicht bei unserm Herrgott mehr angesehen als wir alle, Frau Spitalrechnerin, auch sogar Ihren unschuldigen Scharl nicht ausgeschlossen."

Damit war diese Episode abgetan — wenigstens äußerlich.

Das böse Weib wagte nichts zu erwidern; aber ihr zornbleiches Gesicht zeigte, daß für sie die Sache noch nicht zu Ende war. Im Gegenteil, sie hatte zu den vielen, die sie haßte, heute ein weiteres Menschenkind bekommen. Das war die junge Schwester Elekta. —

Ihr hoffnungsvoller Sprößling, der „Scharl", schlief an diesem Abend nicht ein, ohne sich über eine Entdeckung gefreut zu haben. Er hatte nämlich gesehen, daß der Spitteljörg, der ihm die Ohrfeige gegeben, mit dem rechten Fuße hinkte, und daß er denselben am Knöchel verbunden trug. Das war ein altes Leiden des Spitteljörg, zwar lästig und schmerzlich, aber nicht gefährlich, so daß er sich fast daran gewöhnt hatte. Dem bösen Buben aber gab es Stoff für einen bubenhaften Plan.

Die Schneckenhut.

Ein schöner Herbstnachmittag übergoß das ganze Tal mit seines Lichtes und seiner milden Wärme Zauber. Draußen auf den Feldern war reges Leben, in den Kraut- und Rübenäckern, im Kartoffelfeld, in den Gärten. Ueberall nützte man den schönen Tag aus in fleißiger Arbeit.

Auch der Spitteljörg war dabei. Er hatte zwar heute nachmittag frei, wie jeder Spitalinsasse in der Woche zweimal; aber jedermann wußte, daß er diese beiden halben Tage fleißig arbeitete. Er half auf dem Felde bei bekannten Leuten mit, und zwar schaffte der große Mann um weniges Geld viel. Und das, was er so verdiente, gehörte ihm als Eigentum. Es war nicht viel, aber er konnte sich dafür dies und jenes leisten, was ihm sonst nicht möglich gewesen wäre. Zwar schnupfte der Jörg nicht und rauchte nur wenig, trank auch keinen Schnaps, aber an den Sonntagen gönnte er sich einen oder zwei Schoppen Bier, und meistens an den Mittwochen auch einen; bei festlichen Veranlassungen sogar einen Schoppen Wein. Ruhig und still saß er lange dabei, da er gar bedächtig trank; schweigend horchte er den andern Gästen zu, u. diese kannten ihn u. ließen ihn gewähren. Aber der Spitteljörg leistete sich noch andere Dinge, von welchen die Leute weniger wußten und die sie auch nicht zu würdigen verstanden hätten. So hielt er auf seine Kosten das „Sonntagsblatt" — es kostete jeden Sonntag einen Kreuzer —, und er las es vom Titel an bis durch die Anzeigen hinaus ans unterste Ende, wo gedruckt stand: „Verlegt und redigiert von St. Uhl in Stuttgart, Urbanstraße 14. Druck bei Rümelins Witwe." Dann bekam nachmittags bei der Andacht das eine Mal der Missionsverein einen Kreuzer, das andere Mal der Heilige Vater einen Peterspfennig, das dritte Mal fiel etwas ab für die Restaurierung der Gottesackerkirche. Und der Jörg gab das in einer Art, als ob er jedesmal sich darauf freuen würde. Aber „beschreien" ließ er sich darob gar nicht, da konnte er ganz ordentlich grob werden, wenn ihn einer dafür im Spaß oder auch im Ernst loben wollte:

„Dös geht dich nix an" knurrte er da, „ich kann mit meinem Geld tun, was ich mag; frag' dich auch nicht, was du mit dem deinigen tust."

Der Jörg hatte nämlich das eigentümliche Vorrecht sich widerspruchslos erworben, daß er jedermann duzte. Die verzweifeltsten Versuche von seiner eigenen wie von andern Seiten, ihm das Sprechen per „Sie" oder wenigstens per „Ihr" beizubringen, waren kläglich gescheitert an dem Denkvermögen des Jörg, der da hartnäckig sagte: „Wenn ich bloß einen vor mir hab' und ich sag' „Ihr" zu ihm, dann müßt ich lügen, weil's bloß einer ist. Und lügen darf man nicht." So hatte man sich schließlich an diese Art des sonderbaren Kauzes gewöhnt, und niemand sah schließlich darin eine Respektsverletzung, wenn der „Spitteljörg" selbst mit der Schwester Oberin nicht anders als auf dem Duzwege verkehrte.

„Wenn nur alle, die zu mir „Sie" oder „Ihr" sagen, so mit Achtung und Anstand sprechen würden wie der Jörg", pflegte die Oberin zu sagen, „dann wäre ich glücklich."

„Was fangst heute nachmittag an, Jörg?" hatte ihn die Schwester Elekta nach dem Mittagessen gefragt, als er über den Spitalhof ging, dem Tore zu.

„Heute helf' ich beim Bittelbauern; dem sein Knecht ist krank. Und dann muß ich auf den Abend nach Kraublättern und Rübenkräutich sehen für meine Schnecken", war die Antwort; „zum Fischen komme ich heute nicht, aber am Samstag sicher; es ist Zeit für die Aschen; da löst man was draus."

„Ja, darfst du denn fischen?" fragte die Schwester etwas erstaunt; „das Fischwasser ist doch verpachtet."

„Vom Waldtal oben, wo das Wasser herkommt in unser Tal, bis hinab, wo der untere Bach dreinlauft, gehört das Wasser dem Spital", sagte der Jörg, „das weiß ich schon lang. Ich stehle nicht. Die Schwester Oberin und der Herr Stadtpfarrer haben mir erlaubt, daß ich an den freien Nachmittagen fischen darf und krebsen. Und Schnecken fangen darf ich auch. Und alles, was ich dafür kriege, gehört mir, haben sie gesagt. Ich stehle nichts", so endete der Jörg seine Rede.

Die Schwester hatte ihm fast mit Rührung zugehört. „Ich muß mich schier schämen!" sprach sie zu dem alten Manne, „daß ich diese Frage gestellt habe, mußt mir schon verzeihen; ich hätte mir ja denken können, wie es ist".

Er aber sagte: „Das nehm' ich dir gar nit übel, Schwester. Die andern dürfen nit fischen und krebsen, das darf ich allein, und das hast du doch nit wissen können. Aber du könntest mir wohl ein bißchen auf meine Schnecken achthaben, derweil ich fort bin heute mittag. Es gibt naseweise Leut' im Spital, die plagen die Tierlein und wollen mich gern ärgern."

„Ja, Jörg", erwiderte die Schwester, „solange ich auf dem Hofe zu tun habe, kann ich schon ein wenig danach sehen — was hab' ich denn eigentlich zu tun dabei?" Und die junge Schwester Elekta lächelte bei diesen Worten so schelmisch, daß man hätte meinen können, so sei es etwa einer Prinzessin in Inkognito zu Mute, wenn man sie auffordern würde, auf die Schnecken acht zu geben.

Der „Spitteljörg" ging der Schwester voran an das andere Ende des Hofes, wo sich ein kleines Viereck zwischen drei Wänden einbuchtete. Vorne herum war ein Mäuerchen, auf dem Dornen befestigt waren. Ueber das Mäuerchen hin sah man die Schneckenkolonie. An einem Art Teich, der aber trocken war, und dessen Wände senkrecht aufstiegen, lagen die Schnecken — eine große Anzahl, in beschaulicher Ruhe unter den Resten von Blättern, die ihnen zur Nahrung dienten. Ringsum war ein Graben, und hinter demselben dichtes Dorngestrüpp, welches den leicht zu erratenden Zweck hatte, etwa durchbrennende Schneckenflüchtlinge aufzuhalten.

„Das sind ja ein paar hundert Tiere!" rief die Schwester.

„Ein paar tausend sind's", sprach der Jörg kühl, „haben mich Mühe genug gekostet, bis ich alle beisammen gehabt hab'. Wenn's vollends kalt wird, ehe der Winter kommt, krieg' ich wohl tausend dazu. An den Bergen herum gibt's genug; aber wissen muß man's, und ich seh' es schon von weitem, wo ich sie finde. Die Sonne haben sie gerne, und die Steine; die werden bald warm, und ein bißchen ein Moos oder Gras darüber unter den Hecken und Büschen am Rain. In den Wald gehen sie nicht; da ist es ihnen zu dunkel und zu naß, und was im Wald ist von Schnecken, die taugen nicht viel."

„Was soll aber mit ihnen geschehen?" fragte Schwester Elekta weiter.

„Nun, was tut man denn mit den Schnecken? Man ißt sie halt. Geh nur einmal in die Stadt hinein ins „Bahnhofhotel" oder ins „Goldene Rad", wo die Offiziere sitzen, da siehst, was man mit den Schnecken tut. Die einen essen's schon am Vormittag um elf Uhr in Essig und Oel und sagen, das sei ein Salat, und die andern essen's wieder anders auf eine ganz vornehme Art: aber das christlichste ist, man ißt sie am Freitag. Gut sind's immer." Und der Jörg schnalzte mit der Zunge und mit dem Finger.

„Was bekommst du denn für die Schnecken?" fragte die Schwester.

Der „Spitteljörg" sah sie einen Augenblick an, dann erwiderte er: „Dir will ich's schon sagen, aber mußt's bei dir behalten. Hier gelten sie nicht viel: einen Sechser das Hundert, und nur der Posthalter kauft's und des Pfarrers Schwester. Aber in der Stadt drinn krieg ich mehr. Neun Kreuzer ist's wenigste; hab' auch schon einmal einen Zwölfer gekriegt."

„Da wirst du ja ein reicher Mann", lachte die Schwester vergnügt. Aber er gab keine Antwort darauf und warf ein paar Salat- und Wirsingblätter unter seine Schneckenherde.

„Wie lange behältst du denn die Schnecken da: wann ißt man sie?" fragte die Schwester.

„So, wie sie am Boden herumkriechen kannst sie nicht brauchen; sie müssen erst eingedeckt sein. Wenn's kalt wird, dann schlupfen sie in ihre Häuser und machen die Türe zu und fressen nichts und schlafen bis zum Frühling. Da sind sie habsam und gut; aber wenn sie wieder ausschlupfen, ist's vorbei mit dem Essen. Gelt, Schwester, so sollten die Spitäler sich auch eindeckeln den Winter über, die alten Weiber und wir, und nichts brauchen, dann hättet Ihr's gut, dürftet nicht kochen und spülen, und es gäbe keine Händel mehr im Haus!"

Und der „Spitteljörg" lachte von Herzen über diesen Gedanken.

Die Schwester lachte mit, dann meinte sie: „Wenn aber dann der Spitalverwalter und der Schultheiß die eingedeckelten Leute auch verkauften in der Stadt, und es täten dort die alten Weiblein von Talstadt und der Spitteljörg, der Hekerhans und der alte Xaver herausschlupfen: was würden da die Stadtleute dazu sagen?"

„Gewiß nicht: G'seg'n's Gott", meinte der Jörg, nachdem er genug gelacht hatte. „Aber jetzt muß ich fort: b'hüt Gott, Schwester."

Damit humpelte er über den Hof zum Tore hinaus.

Hans Frisch und sein Abenteuer.

Als es Abend geworden, kam der Jörg wieder herein und brachte einen Armvoll Krautblätter mit. Ihm voraus ging ein kräftiger Knabe, der trug auch eine Last Blätter.

„Da hab' ich einen Gesellen bekommen" sagte er zu der Schwester Oberin, auf den Knaben zeigend.

„Wem gehört der Bub?" fragte diese; „der ist ja ganz städtisch gekleidet."

„Ist auch aus der Stadt", erwiderte der Jörg; „sag's der Oberin, wie du heißt und bei wem du bist!"

Der Knabe, ein hübscher Bursche mit dunkeln Augen und einem Kranz von Locken um die Stirn, nett und sauber gekleidet, warf die Last der Blätter ab, zog die Mütze, stellte sich vor die Oberin und sagte: „Ich heiße Hans Frisch und bin bei der Großmutter in der Vakanz hier."

„Und wie habt ihr beide euch denn zusammengefunden?" forschte die Oberin.

„Auf eine grobe Art", sagte der „Spitteljörg". „Der Bub ist mir nämlich in den Feldern nachgelaufen und hat mir immer zugeschaut, was ich tue. Das hat mich geärgert. Und so hab' ich ihn angeschrien: Kerle, mach' daß d' weiter kommst! Darauf ist er ein Stück weit weg, aber bald ist er wieder dagewesen. Ich hab' geglaubt, der Lausbub' wolle mich ausspotten, und hab' ihn beim Kragen genommen. Aber er hat mir fest in die Augen geschaut und gesagt: Ich hätte Euch ja bloß helfen wollen! — Wer hat dich das geheißen? habe ich gefragt. und er hat gesagt: Die Großmutter. Sie habe ihn zum Haus hinausgeschickt; er solle in der Vakanz nicht immer so faulenzen, das Schaffen auf dem Feld sei gesund. Und wie sie mich gesehen habe, so habe sie ihm den Auftrag gegeben: dem Spitteljörg da drüben hilfst, der hat einen bösen Fuß. Wie er mir das erzählt hat, da hab' ich natürlich ihm nichts getan. Und so ist er bei mir geblieben."

„Aber jetzt mußt du heim, Hans, zu der Großmutter", endete der Jörg seinen Bericht.

„Morgen darf ich wieder kommen und helfen, nicht wahr?" fragte der Knabe den Jörg und die Schwester Elekta, die unterdessen hinzugetreten, während die Oberin weggegangen war.

„Meinetwegen", sagte der Jörg und der Bub sprang fröhlich weg.

„Aber was ist doch das?" fragte plötzlich die Schwester erschreckt, indem sie auf den Fuß des Jörg schaute; „Jörg, du blutest ja!"

Der Jörg schaute fast unwillig auf die Schwester und dann an seinen kranken Fuß, von dessen Knöchel wirklich das Blut durch die darumgelegte Binde sickerte. „Dös macht nix", brummte er halb verlegen, „wird schon wieder aufhören."

„Nein, nein, danach muß man sehen", erwiderte die Schwester rasch, „es ist Herbst und kalt morgens und abends; da könnte es gar einen Rotlauf an dem Fuß geben. Zudem ist's nicht das erste Mal, daß du so heimkommst. Bist am Ende gefallen, oder ist der Fuß von selbst schlimmer geworden?"

Der Jörg gab keine Auskunft, sondern meinte nur, das sei nicht der Rede wert. Die Schwester schaute ihn mit einem prüfenden Blick an und begnügte sich zu sagen: „Komm jetzt nur gleich mit herein. Der Wundarzt ist eben da, der soll danach sehen; dann verbinden wir den Fuß hübsch, und es wird bald wieder besser sein."

Nur ungern folgte der Jörg und ließ nach dem Fuße sehen. Da fanden sich blaue Flecken und eine Wunde, die aussah, wie wenn sie durch einen Stoß oder Schlag entstanden wäre. Der Arzt schalt den Jörg bös aus, wahrscheinlich werde er oft betrunken sein, wie ja alle Spitalleute seien, und dann in die Gräben fallen und über alle Steine stolpern.

Da trat aber die Schwester Elekta tapfer ein und sagte: Der Jörg sei der Nüchternste im Haus, der trinke nie zuviel. Darauf schwieg der Arzt.

Der Jörg sagte nichts, sondern richtete nur einen Moment sein Auge auf die Schwester im stillen Danke. Hätte er reden wollen, so hätte er gar gut erklären können, woher die Wunden an seinem ohnehin schon kranken Beine kamen. Er hätte erzählen können, wie schon seit Wochen, so oft er am Haus oder Garten der „Froschkrämerin" vorbeikam — und das mußte er eben immer, so oft er ein- und ausging im Spital — ihm von unsichtbarer Hand fast jedesmal ein Stein oder ein Stück Holz an das kranke Bein flog, so daß es ihm manchmal schon einen Weheschrei erpreßt hatte und er recht hinkte.

Auch heute war das wieder passiert. Hans Frisch, welcher dem Jörg voranging, hatte natürlich davon nichts bemerken können. Der Jörg war bei dem Wurf, der sein krankes Bein traf, aufseufzend zusammengefahren; aber dann war er weitergehinkt. Was in seinem Innern vorging, das wußte Gott. Und Gott wußte auch, wie es denn kam, daß der Jörg, welcher so energisch zur Verteidigung des „Tränenweibleins" gegen die „Froschkrämerin" und ihren „Kohlweißling" aufgetreten war, jetzt nichts sagte, wo er selbst verfolgt wurde. Der Jörg war eben in manchen Dingen anders als die übrigen Leute.

Schwester Elekta aber sorgte. Sie sagte dem kleinen Hans Frisch: „Das nächste Mal gehst du hinter dem Jörg drein und passest auf, ob ihm nicht etwas an seinem kranken Fuß geschieht und sagst mir's dann": der Bub nickte freudig.

Am folgenden freien Nachmittage waren sie wieder draußen gewesen am Flusse und kehrten heim. Der alte Jörg ging voran, Hans folgte ihm in einiger Entfernung und ließ ihn keinen Moment aus dem Auge.

Jetzt kamen sie in die Nähe des Hauses, wo die „Froschkrämerin" wohnte. Jörg schaute hinüber nach Haus und Garten und beeilte sich, mit humpelndem Fuße vorüber zu kommen. Kaum war er am Hause vorbei, da öffnete sich leise die Gartentüre und der „Kohlweißling" erschien unter derselben. Leise hob er den Arm auf, zielte, warf mit aller Wucht, deren er fähig war, einen Stein — der „Spitteljörg" aber tat einen schmerzlichen Aufschrei und sank fast ins Knie. Der Stein hatte wiederum die böse Stelle getroffen. Aber der kleine Hans Frisch hatte den „Kohlweißling" schon mit festem Griff gefaßt, schüttelte ihn an den Haaren und bläute ihm den Rücken zornentbrannt durch. Der „Scharl" war anfangs sprachlos vor Ueberraschung; jetzt aber fing er an, aus vollem Halse zu brüllen: „Mama, Mama, hilf!"

„Schrei nur, du schlechter Kerl," sagte Hans, indem er ihn weiter bearbeitete, „wenn deine Mutter kommt, so will ich ihr schon sagen —" (Fortsetzung auf S. 6.)

Billigere Eisenbahnfahrt

wegen der

Regina Bonspiel - Woche

vom 31. Januar bis zum 8. Februar 1929

Fahrkahrten zum Verkauf an allen Stationen in der Provinz Saskatchewan

am 31. Januar, 1., 2. und 4. Februar.

Gültig für Rückfahrt am 9. Februar 1929.

Besonderes Programm von Winter-Sports.

Um nähere Auskunft wende man sich an den Lokal-Agenten der

Canadian National

Einwanderung durch den Volksverein

Tausende von deutschsprechenden Katholiken aus allen Ländern sind unter dem Schutze des Volksvereins (V. D. C. K.) schon nach Canada eingewandert.

Seine Erfolge sprechen für sich selbst.
Jahrelange praktische Erfahrung.

Ausgezeichneter Ruf und bestes Ansehen bei den kirchlichen und weltlichen Behörden (in Canada wie in Europa).

Die Einwanderungsarbeit des Volksvereins ist:
Ein Werk der christlichen Nächstenliebe. Eine Pflicht der Betreuung und Fürsorge.
Eine Arbeit für die deutsch-katholischen Gemeinden in Westcanada.

Nicht nur Einwanderung, sondern auch Ansiedlung unter deutschsprechenden Glaubensbrüdern ist unser Ziel. Wir besorgen kostenlos alle nötigen Papiere, besorgen Schiffskarten, verhelfen den Einwanderern zu Anstellungen, nehmen uns in jeder Weise um sie an.

Eine besondere Aufgabe des Volksvereins:
Vermittlung von Kredit zu günstigen Bedingungen für arme, würdige und brauchbare Einwanderer, die nicht aus eigener Kraft nach Canada kommen können, oder für Familienangehörige.

Unterstützen und fördern Sie die Einwanderungsarbeit des Volksvereins Deutsch-kanadischer Katholiken!

Wenn Sie Verwandte, Freunde usw. herüberkommen lassen wollen, so wenden Sie sich vertrauensvoll an folgende Vertrauensleute unserer Organisation:
Adam Huck, Bibank, Sask.; Paul Juettner, Prelate, Sask.; Anton Gutenberg, Tramping Lake, Sask.; August Franke, Leipzig, Sask.; Albert Renzel, Muenster, Sask.
oder direkt an die:

Einwanderungsabteilung des Volksvereins [V.D.C.K.]
460 Main Street, Winnipeg, Man.